

Im Schach schauen wir in den Abgrund

Warum wir fasziniert auf ein Brett blicken, auf Bauern und Türme und Könige – und was wir dabei tatsächlich sehen. Eine Hymne auf den brutalsten Sport der Welt. **Von Samuel Tanner**

Dunkler als der Tod ist wahrscheinlich nur das Sterben, die Gewissheit des nahen Endes. Fabiano Caruana, ein unauffälliger junger Mann aus Amerika, sass am Mittwoch am Brett, um Weltmeister im Schach zu werden. Er hatte zwölf Unentschieden erreicht gegen Magnus Carlsen, den grössten Schachspieler der Gegenwart, aber jetzt, im Schnellschach, im letzten Spiel am letzten Tag dieser Weltmeisterschaft, wurde die Lage immer hoffnungsloser. Magnus Carlsen wird nachgesagt, er spiele Schach, wie es eine Würgeschlange tun würde. Nun hatte er seinen Gegner umschlungen – er wusste, er würde Weltmeister. Caruana verschob noch ein paar Figuren, er hatte keine Zeit mehr und keine Chance, es waren seine letzten Atemzüge. Dann ergab er sich.

Schach ist die widersprüchlichste Sportart, die man sich denken kann: Nirgendwo sonst ist der Sport so körperlos und doch so brutal, nirgendwo sonst entstehen auf so kleinem Raum so grosse Probleme. Und nirgendwo sonst wird der Sport umso schwieriger, je besser man ihn beherrscht.

Blickt ein zukünftiger Weltmeister als kleines Kind zum ersten Mal auf das Brett, sieht er kleine Figürchen und bald unbegrenzte Möglichkeiten. In einem Interview mit der «Süddeutschen Zeitung» sagte Magnus Carlsen einmal: «Junge Spieler sind optimistischer als ältere. Sie erkennen noch nicht die Gefahren, die im Spiel lauern.» Nach zwei Zügen ergeben sich im Schach schon 72 084 mögliche Stellungen. Die Zahl steigt mit jedem Zug weiter in astronomische Höhen. Das ist die optimistische Sicht auf das Spiel.

Einsame Menschen

Je tiefer das Verständnis für das Spiel, desto tiefer werden aber die Abgründe. Oder um es noch einmal mit Magnus Carlsen zu sagen: «Mehr Wissen führt zu mehr Angst.» Das ist die realistische Sicht auf das Spiel. Weltmeister sehen auf dem Brett, was alle anderen nicht sehen – ihre Paranoia macht sie zu Weltmeistern.

Der österreichische Schriftsteller Thomas Glavinic, früher selber ein ambitionierter Spieler, lässt in seinem Schachroman «Carl Haffners Liebe zum Unentschieden» eine Figur sagen: «Die Schönheit einer vollendet komponierten Schachpartie zu empfinden, ist freilich nur wenigen gegeben. Ein gewöhnlicher Spieler begreift meist gar nicht, wieso ein Meister einen anderen geschlagen hat. Wären die Fehler von Meistern Lebewesen, könnte man sie nur unter einem Mikroskop betrachten.» Weltmeister müssen einsame Menschen sein, niemand kennt ihre Probleme – und wenn es doch solche Men-

schen gibt, dann sitzen sie als Gegner am anderen Ende des Bretts.

Schach bedeutet Krieg ohne militärische Mittel, jeder Spieler ist ein General. Er bewegt fünfzehn Figuren, um den eigenen König zu schützen – und den anderen zu stürzen. Die eigene Physis zählt nicht viel, vor dem Brett sind der Dicke und der Dünne gleich. Am wichtigsten ist das Hirn. Und das Hirn ist das komplizierteste und faszinierendste Organ des Menschen, was wiederum die vielleicht kürzest mögliche Erklärung dafür ist, warum das Schach die Menschheit seit dem frühen Mittelalter beschäftigt: Es wurde nie ganz durchdrungen.

Schachspielendes Irrlicht

In der Literatur sind Schachspieler immer schwierige Figuren: In der «Schachnovelle» von Stefan Zweig, dem bekanntesten Schachbuch, spielt Dr. B. im Gefängnis in Gedanken gegen sich selbst, um nicht verrückt zu werden. Am Ende erreicht er aber ein derart hohes Niveau, dass er gerade deswegen verrückt wird. Der Künstler Marcel Duchamp sagte einst: «Schachspieler sind so verrückt, wie es Künstler eigentlich sein sollten, aber leider nicht sind.»

Schach ist der Sport, der uns mit der eigenen Unzulänglichkeit konfrontiert. Wilhelm Steinitz, der im Jahr 1886 die erste Weltmeisterschaft im Schach gewann, wurde mehrfach psychiatrisch behandelt. Er soll irgendwann geglaubt haben, er könne mit elektrischen Stössen aus seinem Körper heraus die Schachfiguren bewegen. Steinitz starb im New Yorker Staatsirrenhaus Wards Island, als das neue Jahrhundert begann.

Bobby Fischer, der im Jahr 1972 in Reykjavik den sogenannten Match des Jahrhunderts gegen Boris Spasski gewann, war zuerst der exzentrischste Spieler der Geschichte und dann nur noch ein schachspielendes Irrlicht.

Je tiefer das Verständnis für das Spiel, desto tiefer werden die Abgründe. Magnus Carlsen: «Mehr Wissen führt zu mehr Angst.»

Er wurde ein fürchterlicher Antisemit und litt in seinen späten Lebensjahren unter Verfolgungswahn.

Dass es eine dunkle Seite des Sports gibt, dass sich die Welt im Schatten der Schachprobleme verdüstern kann, ahnt auch der Weltmeister Magnus Carlsen. Als er einmal gegen zehn Gegner gleichzeitig und blind, also ohne Sicht auf die Bretter, spielte, sagte er im «Spiegel» auf die Frage hin, ob man vom Schach nicht irrsinnig werde: «Es besteht die Möglichkeit, sich im unendlichen Kosmos des Spiels zu verlieren.» Unter den vierundsechzig Feldern warten die Abgründe.

Vielleicht beruhigt es uns, die wir als Laien auf das Brett schauen und die entscheidenden Dinge nicht kommen sehen, wenn wir wissen: Wer uns dank seinem Genie entrückt, bezahlt seinen Preis.

Was das Spitzenschach mit der Psyche macht, lässt sich für uns Zuschauer nur schwer abschätzen. An der Weltmeisterschaft in London sahen wir zuletzt stundenlang ein Standbild. Carlsen gegen Caruana, zwei junge Männer, die auf ein Brett starren. Carlsen gilt in der Schachwelt als Rockstar, weil er einmal mit der Schauspielerin Liv Tyler für eine Jeansmarke posierte. Es geht manchmal schnell. Caruana hat eines dieser Startup-Gründer-Gesichter, die immer die zündende Idee versprechen.

Es war kein politisch aufgeladenes Duell wie das im Jahr 1972 zwischen dem Amerikaner Bobby Fischer und dem Russen Boris Spasski, die am Brett auch noch den Kalten Krieg austragen sollten.

Carlsen gegen Caruana war das Spiel zweier hochbegabter



Magnus Carlsen, 28, aus Norwegen verteidigte am Mittwoch in London seinen Weltmeistertitel im Schach, den er seit 2013 trägt. Er gilt als Wunderkind seines Sports. Im Alter von 13 Jahren wurde er Schachgrosmeister, seit 2011 führt er ohne Unterbruch die Weltrangliste an.

und hochvorbereiteter junger Männer, ein symbolisches Duell des 21. Jahrhunderts. Teams aus Menschen und Maschinen rüsteten den Weltmeister und seinen Herausforderer mit Plänen für ihre Spiele aus: Sie rechneten alle zentralen Spielszenarien durch. Im Fernsehen kommentierten Experten alles, was geschah – und alles, was hätte geschehen können. Im Internet berechneten Schachcomputer live und nach jedem Zug, wer rechnerisch gerade vorne lag: Schwarz oder Weiss. Schach ist der erste Sport, in dem die Maschine über den Menschen gesiegt hat. Deep Blue, von der Computerfirma IBM entwickelt, entschied im Jahr 1996 eine Partie gegen den damaligen Schachweltmeister Garri Kasparow für sich. Der Sieg stand am Anfang einer Entwicklung. Die besten Schachspieler wurden zuletzt immer jünger, immer fehlerloser – am Ende steht das perfekte Spiel. Es wird ein Unentschieden sein.

Wer gewinnt, die Maschine oder der Mensch? Es ist eine Frage, die sich die Gesellschaft grundsätzlich stellt. Die Schachspieler lassen uns noch ein bisschen hoffen. Magnus Carlsen sagt immer wieder, dass er nichts von Schachcomputern hält: «Ein Computer spielt nicht Schach. Er berechnet Zahlen. Zu einem Grossteil ist Schach aber das Gegenteil davon: psychologische Kriegsführung, Nerven behalten.» Und trotzdem gab es an dieser Weltmeisterschaft erst einen Sieger, als das Schnellschach begann – und damit die Intuition mehr Einfluss bekam als die Vorbereitung.

Der jüngere Magnus

Die Schachweltmeister der Gegenwart spielen nicht nur gegen die Probleme, die ihnen der eigene Kopf und der Gegner bereitet – sie treten auch noch an gegen die computerbasierten Kalkulationen, mit denen die besten Gegner der Welt heute ausgerüstet sind. Es ist zum Verrücktwerden.

Magnus Carlsen ist auf der verrückten Reise, die Schachweltmeister machen, schon weit – aber überhaupt nicht verdüstert oder verrückt. Dennoch sagt er, er spiele derzeit nicht sein bestes Schach. Es wirkte schon unbeschwerter. Als Carlsen in der letzten regulären Partie dieser Weltmeisterschaft gute Chancen auf einen Sieg hatte, bot er Fabiano Caruana trotzdem ein Remis an. Je besser ein Schachspieler wird, desto mehr sieht er die Probleme.

Wenn es Carlsen langweilig wird, auf Reisen, im Flugzeug, spielt er auf einer App gegen eine jüngere Version von sich selber. Er sagt: «Dann finde ich etwas über mich heraus. Wer ich damals war und was aus mir geworden ist.» Gerne wählt er den zwölf-, den fünfzehnjährigen Magnus. Ihm gefällt der Stil, den er damals hatte. Es war das frühe Stadium der Freude und des Optimismus.

Magnus Carlsen ist heute achtundzwanzig Jahre alt. Er denkt ständig an Schachprobleme, auch wenn er gerade ein Interview gibt. Es ist nie mehr Ruhe in seinem Kopf.

